



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Von neuen Büchern : (Schluß aus Heft 13)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

deutschen Politik, den Gegnern des Dreibundes diese Handhabe zu geben, und so ergab es sich von selbst, daß sich der Reichskanzler der Pflicht bundesgenössischer Höflichkeit nicht entzog. Daß dann der Erfüllung dieser Pflicht eine wärmere Form gegeben wurde, war das Werk des Königs von Italien und der italienischen Staatsmänner, und es bestand kein Grund, dem auszuweichen. Strömungen und Stimmungen im italienischen Volke können für uns nicht maßgebend sein. Die Tatsache, daß die Italiener ein kluges Volk von alter Kultur sind, das in allen Beziehungen des modernen Wirtschaftslebens entschieden vorwärts strebt, ist für uns wichtiger als die Einzelercheinungen ihrer nationalen Eigenart, an denen wir vielleicht manches auszufehen haben.

Sonderbare Kommentare sind auch an den Besuch des Herrn v. Bethmann Hollweg beim Papst geknüpft worden. In Wahrheit ist die Bedeutung dieses Besuches mit wenigen Worten zu umschreiben. Der Papst ist in seinen Beziehungen zu den weltlichen Mächten völkerrechtlich als Souverän anerkannt, und die preußische Regierung unterhält bei ihm einen diplomatischen Vertreter. Diese einfache Tatsache schließt für den preußischen Ministerpräsidenten bei einem offiziellen Besuch in der Residenz des Papstes die Verpflichtung ein, sich auch dem Papst vorzustellen. Daß diese Gelegenheit benutzt werden sollte, um schwierige kirchenpolitische Fragen zu erörtern, wird jeder, der nicht blindlings den Ausstreuungen der klerikalen Parteipresse oder den ängstlichen Prophezeiungen antiklerikaler Kampfhähne Glauben schenkt, von vornherein für sehr unwahrscheinlich halten. Die Unterredung kann sich nur in unverbindlichen Formen bewegt haben und kann nur dem Zweck gedient haben, persönliche Eindrücke zu gewinnen. Man darf also getrost alle Berichte und Vermutungen, die darüber hinausgehen, in das Reich der Fabel verweisen.

Von neuen Büchern

(Schluß aus Heft 13)

Auf welchem Wege eine weibliche Natur ähnlicher Herkunft wie Lily Braun zwar auch aus dem Banne des Herkömmlichen, aber doch zu ganz andern Zielen gelangt, zeigt das Lebensbild der im vorigen Jahre viel zu früh abberufenen Freitin Frieda von Bülow, das Sophie Hoehstetter (bei Carl Reißner in Dresden) herausgegeben hat. Das Werk fesselt besonders auch deshalb, weil nicht nur von Frieda von Bülow, sondern auch von ihren tapfern Geschwistern die Rede ist, von jener hochbegabten Novellistin Margarethe von Bülow, die bei der Rettung eines Kindes auf dem Rummelsburger See ertrank, von dem Bruder, der in unsern Kolonien das Leben ließ. Wunder schön rundet sich das Bild unsrer ersten Kolonialnovellistin Frieda von Bülow durch die Briefe und Aufzeichnungen, die das Werk von ihrer Hand bringt. Daß es freilich eine volle Charakteristik der Schriftstellerin brächte, kann ich nicht sagen. Ich glaube Sophie Hoehstetter, daß Frieda von Bülow sich nicht ganz in ihren Werken ausgab, oder nicht Dichterin genug war, ihr Letztes herauszuholen, wenn sie für die Öffentlichkeit schrieb — aber mir fehlt die Analyse, die kritische und ästhetische, dessen, was sie nun gegeben hat. Wir lernen Frieda von Bülow aus dem Buche wohl lieben, aber doch nicht ganz kennen, die tapfere Frau, die als Krankenpflegerin in die Kolonien ging, mit ihrer leidenschaftlichen Energie Neues und heldenhaft Barmherziges schuf und dann als

Erste das Leben unsrer damals noch ganz unbekanntem Siedelungen schriftstellerisch zu gestalten strebte und oft genug auch sicher gestaltete. Wenn der Fürst Bernhard von Bülow einmal als besondern Ruhm seines Geschlechts aussprach, daß es nicht nur Helden und Staatsmänner, sondern auch immer wieder Künstler und Schriftsteller hervorgebracht habe, so wird neben Hans von Bülow und neben ihrer Schwester Margarethe ganz gewiß auch diese tapfere und feine Schriftstellerin Frieda von Bülow jenes Familienstolzes, aber auch unsrer aller Neigung wert sein.

Mit dem Buch von Sophie Hoehstetter bin ich auf dem Gebiet der Literaturgeschichte angelangt und möchte da zunächst einen kostbaren Briefwechsel hervorheben, den Anton Bettelheim herausgibt: „Fürstin Marie zu Hohenlohe und Ferdinand von Saar“ (Wien, Christoph Reissers Söhne). Fürstin Marie Hohenlohe ist die Prinzessin Wittgenstein, die bezaubernd genug durch Hebbels Weimarer Zeit hindurchgeht, die durch ihre Mutter Liszt und Wagner nahestand und dann als Gattin des Fürsten Konstantin Hohenlohe in ihrem Wiener Hause nicht nur den ganzen Hof, sondern auch all die Männer um sich versammelte, die den Glanz des wissenschaftlichen und künstlerischen Wiens seit 1860 ausmachten. Ferdinand von Saar ist ihr in den siebziger Jahren näher getreten und hat bis in die neunziger hinein mit ihr korrespondiert. Sein unablässiges, freilich nie gekröntes Ringen um den dramatischen Erfolg spiegelt sich in diesen Briefen, und immer wieder erweist sich da die Fürstin hilfreich als Vermittlerin, wenn auch niemals mit endgültigem Erfolge. In noch höherem Grade aber zeigt sie sich als feinste Beurteilerin der Saarschen Dramen, ja, man wird sagen können, daß die Literaturgeschichte ihre Urteile über diese Lieblingskinder einer für so ganz andre Dinge meisterlich beanlagten Muse ohne weiteres anzunehmen hat. Saar erinnert in diesen Briefen mehr als einmal an Detlev von Siliencron, eine Ähnlichkeit, die mancher, der beide auch persönlich kannte, wie Alfred von Berger, schon früher herausgefunden hat. Einmal liegt eine äußere Parallele in dem straff festgehaltenen furialen Stil und Ton dieser Briefe; so schrieb auch Siliencron an fürstliche Persönlichkeiten, mochten sie sich ihm noch so vertraut eröffnen, so hielt er überhaupt im geselligen Verkehr an der anerzogenen Titel- und Rangform fest — er hätte nie einen Brief an einen Grafen anders als korrekterweise mit Euer Hochgeboren begonnen. Und dann wieder die persönliche Treue, mit der beide Dichter jeden Zug in ihren Werken genau den Wirklichkeiten des Lebens nachzubilden strebten. Da erkundigt sich Saar bei der Fürstin, der Gattin des Obersthofmeisters, aufs genaueste nach den Formen eines Hofballs, der Vorstellung, der Aufforderung zum Tanz, denn er brauchte das alles für seine wundervolle Novelle „Leutnant Burda“. Genau so hat Siliencron etwa während der Arbeit an seinem letzten Roman ihm ferner liegende Kleinigkeiten erforscht, wo er nur immer konnte, Brief um Brief geschrieben, bis er alles zusammen hatte. Und auch das immer vergebliche Ringen um die Aufführung der Dramen, der Schmerzenskinder, haben die beiden lyrischen Naturen gemeinsam. Der größte Erfolg eines Gedichtbandes oder der Kriegsnovellen hat Siliencron nicht so wohlgetan wie die erfolgte Annahme einer seiner alten Tragödien an einer großen Bühne, und es war ihm ein echter Schmerz, daß, wie er sein herausempfund, der große Beifall, den „Knut der Herr“ in Hamburg fand, nur dem Dichter, nicht dem Stücke galt. Die innerste Verwandtschaft zwischen beiden liegt freilich noch tiefer und stammt zum guten Teil

aus der gemeinsamen militärischen Vergangenheit; aber hier liegt auch die Scheidung. Sie besaßen beide die Unbefangenheit, mit der der Soldat (Karl Lamprecht hat das in seiner Deutschen Geschichte mustergeräuglich ausgeführt) auch als Künstler an die Dinge herantritt, besaßen auch beide ein gut Stück derben Soldatenhumors, wie in mancher Szene des „Poggfred“, zusammengehalten mit Saars „Pincelliade“, erkennbar ist — aber Viliencron war der preussische Offizier mit Leib und Leben bis an den Tod, Saar der unbefriedigte Träger des Waffenrockes. Hier scheiden sich freilich zugleich zwei Volksschicksale — Viliencron war der typische Offizier der emporsteigenden Armee, die bei Nachod und Skalitz siegte, Saar der einer niedergehenden, besiegten, deren neuen Aufschwung er nicht mehr erlebt hat. — Das sind Gedanken, die aus dem Briefwechsel dieses so wenig gerühmten, besonders in Norddeutschland viel zu wenig bekannten großen Novellisten und Lyrikers mit der feinen, wahrhaft fürstlichen Frau emporsteigen. Und wer zu der musterhaften Ausgabe von Saars Werken greift, die Minor und Bettelheim (bei Max Hesse in Leipzig) herausgegeben haben, sollte diese Ergänzung nicht aus den Augen lassen.

Viliencron hat sich schwer durchkämpfen müssen, aber noch auf der Höhe des Lebens den verdienten Erfolg und die verdiente Liebe geerntet, Saar hat wenigstens noch ein Spätrot warmer Anerkennung erlebt: Von einem, der in tragischem Maße eignen Jugendruhm noch bei Lebzeiten schwinden und nie wieder aufblühen sah, handelt das Buch „Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte“ von Ffolde Kurz (München, Georg Müller). Es ist verdienstermaßen dem Jubilar vom 15. März, Paul Heyse, zugeeignet, weil dieser neben andern Verdiensten um die Dichtung seiner Zeit auch das hatte, als Einziger Hermann Kurz recht gewürdigt, ihn wieder ein wenig nach vorn gezogen und ihm neuen Lebensmut gegeben zu haben. Mit der ganzen Liebe der Tochter und mit der Darstellungskraft einer Dichterin erzählt nun hier Ffolde Kurz von ihrem Vater. Er war ein Pechvogel. Durch unglückliche Verlagsverhältnisse, so lernen wir hier, ward es verschuldet, daß seine ersten großen Romane nach jungem Ruhm früh untergingen und später nicht wieder in die Höhe kamen. Denn inzwischen war der Dichter zum Publizisten geworden und hatte Zeit und Kraft, leidenschaftlich unterstützt von einer gleichgesinnten, aus adligem Hause stammenden Gattin, ganz der demokratischen und liberalen Bewegung seiner engern schwäbischen und seiner weitem deutschen Heimat gewidmet. Spät zur Dichtung zurückgekehrt, fand er dann in traurigen äußern Verhältnissen nicht mehr die volle Lebenskraft und ging früh hinüber. Nur eine Dichterin, wie eben Ffolde Kurz, konnte die ganze helle, hohe und aufrechte Persönlichkeit des Dichters und Menschen so lebendig machen, wie das hier geschieht, den reißigen Reiter und aufrechten Kämpfer, den glühenden Freund und endlich den langsam wie in eine andre Welt mitten unter der Familie hinübergleitenden, an keinen Erfolg mehr gewöhnten, alternden Dichter. Mit Recht spricht sich freilich Ffolde Kurz eine gewisse Einseitigkeit in der Beurteilung der politischen Jahre ihres Vaters zu, denn ich meine, ein anderer würde nicht mit Bitterkeit, sondern mit Stolz davon sprechen, daß ein hochbegabter und seiner Begabung gewisser Dichter, kein irrendes Talent, bewußt für Jahre hinaus alles andre aufgab und sich in den drängenden Dienst der politischen Arbeit seines Volks stellte. Aber darüber ist nicht zu richten, und es steht Ffolde Kurz nur gut

an, daß sie nicht eine falsche Objektivität in ihr Werk brachte, sondern mit dem Mut einer so und nicht anders schauenden Persönlichkeit das Bild des Vaters und des Elternhauses hingezeichnet hat. Nun, da Hermann Kurz, wie so mancher andre, drei Jahrzehnte nach seinem Tode den alten Ruhm wiedergefunden hat (auch seine Werke sind bei Max Hesse in Leipzig in einer billigen Ausgabe allgemein zugänglich geworden), wird die Behmut, die ein solches Buch auslöst, einigermaßen verklärt, und daß Isolde Kurz nicht in sich überschlagender familiärer Begeisterung, sondern auch wieder im Streben nach geschichtlicher Wahrheit den Eindruck des Vaters wiedergegeben hat, bezeugte mir noch ganz kürzlich Wilhelm Raabe, der von seiner Stuttgarter Zeit sprach und sagte: „Ja, wenn Hermann Kurz aus Tübingen herüberkam, das war allemal ein Fest“.

Das Kurzsche Haus in Tübingen, das den schwäbischen Philistern so viel Anstoß gab, lebt noch in einem andern jüngst erschienenen Werk seiner begabten Tochter wieder auf, in den „Florentinischen Erinnerungen“ von Isolde Kurz (München, Georg Müller). Hat sie in dem andern den Vater geschildert, so erblicken wir hier die beiden Brüder Edgar und Alfred, zwei hochbegabte, ganz und gar künstlerische Naturen, deren Schaffensstärke aber in ärztlicher Tätigkeit auf italienischem Boden zur Auswirkung kam und durch einen frühen Tod beendet wurde. Um sie herum aber rankt sich das Leben in der „stillen Königin“, eben in dem von Isolde Kurz geliebten Florenz, das der Familie nach dem Tode Hermanns eine zweite Heimat wurde. Daß die Verfasserin der Florentinischen Novellen die Stadt ihrer Wahl so liebevoll schildern würde, konnte uns nicht überraschen. Was uns aber besonders anzieht, ist innerhalb dieses Rahmens in der „vornehmsten aller Städte“, auf deren Boden kein Geld zu machen ist, die Schar bedeutender Menschen, mit denen sie dort gelebt hat und die sie nun, mit einer großen Ausnahme, alle „Agli Allori“ suchen muß, auf dem protestantischen Friedhof, halbwegs zwischen Florenz und der Certosa. Arnold Böcklin ist naturgemäß der erste, wie er von allen der gewaltigste war, Karl Stauffer-Bern tritt hervor, dessen Lyrik Isolde Kurz mit Recht rühmt, Theodor Geise, der große Catull-Übersetzer, folgt und dann Karl Hillebrand, der Essayist, dessen das Leben mehrerer Nationen gleichmäßig mitlebende Art uns heute schon so fremd erscheint. Dann Heinrich Homberger, dem auch Herman Grimm einen schönen Nachruf gewidmet hat, Herman Grimm, dessen Gattin Gisela von Arnim, Bettinas Tochter, uns auch hier als am Orte der Lorbeeren ruhend vorgeführt wird, neben Ludmilla Ussing, deren einst so viel umkämpfter Name uns jetzt nur noch historisch und kaum mehr lebendig ist. Der eine noch lebende große Florentiner aus der deutschen Kolonie, den Isolde Kurz mit einer hinreißenden Liebenswürdigkeit und ganz dichterischer Lebhaftigkeit schildert, ist Adolf Hildebrand. Damit aber ist der Inhalt des reichen Buches noch keineswegs erschöpft, es gibt uns noch Blütentage und Erdbeventage in Florenz, führt uns in die Marmorberge Carraras und Serravezzas und bringt ein kleines historisches Kabinettstückchen in der Skizze „Eine Tochter Octavio Piccolominis“.

Von Florenz nach Berlin. — Karl Scheffler würde ironisch lächeln, wenn er mich diesen Sprung machen sähe. Aus der „vornehmsten aller Städte“ in die unvornehm jugendliche Kolonialstadt. Denn das ist diesem starken und feinen Schriftsteller die Hauptstadt des Deutschen Reichs, der er unter dem Titel „Berlin.

„Ein Stadtschicksal“ (Berlin, Erich Reiß) ein ungemein temperamentvolles Buch gewidmet hat. Es ist nicht so voll geistreicher Empörung, wie Hermann Bahrs „Wien“ (Stuttgart, Carl Krabbe), noch so voll liebevoller Anhänglichkeit, wie Max Osborns neues Buch über Berlin (Leipzig, E. A. Seemann); aber es ist beiden darin verwandt, daß es vom Bilde der Gegenwart zurücktritt und genetisch die Entwicklung von den Anfängen her darzustellen trachtet. Und da drückt sich nun bei Scheffler, besonders in der Heranziehung vielfacher Parallelen, der Charakter Berlins als einer typischen Kolonialstadt immer wieder auf stärkste aus. Er kommt dabei oft zu verkehrten Schlüssen, weil er die Logik seiner an sich richtigen geschichtlichen Theorie überspannt und die oft dazwischen schlagende Unlogik des Lebens nicht gelten läßt — so, wenn er behauptet, daß „die edelsten Arbeitswerte in Berlins Fabriken, Werkstätten und Ateliers nicht erzeugt werden“, was sich auf vielen Gebieten glatt widerlegen läßt. Er hebt auch die eigenartige Schönheit, die manches in Berlin und manches besonders berlinische Stadtbild hat, nicht genug heraus, ist überhaupt oft empörend ungerecht. Im großen und ganzen wird man doch dies starke Buch mit Genuß lesen und in der Klarheit, mit der es die Linien zeigt, auch vielfach lieben müssen. Wie sich Berlin in der ersten Hälfte des Jahrhunderts schon zu einem fast einheitlichen Stadtgebilde entwickelt hatte, das zum Beispiel bringt Scheffler fein heraus. Was uns heute so liebenswürdig und klar mit einem fast neuen Eindruck aus den Bildern Franz Krügers etwa anspricht und auf der Jahrhundert-Ausstellung wie etwas Wiedergefundenes wirkte, das findet hier seine vortreffliche historische Begründung. Und fast dramatisch gibt Scheffler dann die Überflutung dieses kaum zusammengehaltenen ältern Berlins durch das neue, das zumal nach der Gründung des Norddeutschen Bundes die alte Stadt überrennt und neu erfüllt. Daß sich freilich aus der Unruhe und dem Wirbel, dessen schlimmste Schäume die Gründerzeit und dann wieder die neunziger Jahre ans Licht brachten, langsam etwas Neues, Festeres und Freieres zu organisieren beginnt, das kommt bei Scheffler nur ganz andeutungsweise heraus, das hätte stärker betont werden müssen, wie es etwa mit sehr viel mehr Liebe einer der feinsten Köpfe dieses neuen Berlins, Waltherrathenau, schon vor Jahren in seinen doch gewiß auch recht zornwütigen „Impressionen“ hervorgehoben hat. Als Berlin deutsche Hauptstadt werden sollte, freute sich Heinrich von Treitschke und schrieb, es käme nicht darauf an, ob die Spree eine schöne Gegend sei, sondern darauf, daß ein großes Volk endlich eine wirkliche Hauptstadt bekäme. Und Treitschke hat, so vieles in dem spätern Berlin ihm widerstand, daran immer festgehalten. Und das, meine ich, hätte Scheffler noch klarer zum Ausdruck bringen müssen, daß der Wert und der Sinn dieser Stadt nicht der ist, für ganz Deutschland, das sich kräftig emanzipieren sollte, die politische und künstlerische Sensation zu schaffen, sondern daß hier am vornehmlichsten das neue, politische und industrielle, Deutschland zu spüren ist, und daß in dem Sinne allerdings diese fleißigste Stadt Deutschlands und vielleicht des europäischen Kontinents dem Range, den sie nun einmal seit vierzig Jahren einnimmt, nur Ehre gemacht hat.

Heinrich Spiero

Verantwortlich für den politischen Teil: George Kleinow in Berlin-Schöneberg, für den nichtpolitischen Teil: Dr. Paul Raab in Charlottenburg-Westend. Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11. Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 37.